



Liederdeutsches Heimatblatt



Nr. 94

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatsbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

Oktober 1957

Dem Zehnthof zum roßdienstpflchtigen Rittergut

Nach einer Urkunde der Bremer Ritterschaft aus dem Jahre 1664 und einer Schatzbeschreibung des Jahres 1567 war das jetzige Rittergut Osterndorf im Kreise Wesermünde ein alter Zehnthof, der zu dem einst großen Besitz derer von Luneberg zu Altluneberg gehörte. In einem „Extract aus dem Schatzregister der Voigtey Beverstedt de Anno 1567“ wird nebst anderen ein Carsten Böleken als Meyer des alten Zehnthofes zu Osterndorf genannt. Von den übrigen Meyern in Osterndorf bewirtschafteten Marten Spinnken eine Kathe, Arendt Wreden, Michael Büffelman, Claus Boekeken und Albert Arendts einen Bauhof.

Carsten Böleken hatte den alten Zehnthof „inne“, das heißt, er war Meyer, Besitzer dagegen war Johann von Luneberg. Weitere, aber verwüstete Meyergüter hatten „unterschiedene Gutsheeren künftlich und erblich an sich gebracht.“

Nach der Schatzbeschreibung von 1567 und anderen war der alte Zehnthof in Osterndorf „für frey erkannt und er in ansehung so thaner Freyheit solchen zu einem Wohnhof aptiret (instand gesetzt) und gebauert.“

Den schatzpflichtigen Zehnthof erwarb aus der Erbmasse des Johann von Luneberg der Struktarius (Baumeister) an St. Petri zu Bremen, Johann von Hassel, am 18. Mai 1653. Er starb am 3. November 1694. Er hat den Hof 41 Jahre vorbildlich bewirtschaftet.

Obgleich Baumeister, floß schollenerhaltendes und -vermehrendes Bauernblut durch seine Adern. Er war ein tüchtiger und strebsamer Bauer. Das Wohnhaus wurde ausgebaut, die zu kleinen Wirtschaftsgebäude erweitert, wüst gewordene Ländereien wieder in Kultur gesetzt, wüste und verlassene Meyerhöfe aufgekauft und wieder zu einer familiernährenden Ackernahrung gestaltet. Bald fanden sich Meyer zur Hofübernahme, die nach wenigen Freijahren in der Lage waren, Contributionen (Steuern) zu zahlen.

Dem sichtbaren land- und betriebswirtschaftlichen Erfolg und Fortschritt auf dem einstigen schatzpflichtigen Zehnthof in Osterndorf fehlte der äußere Glanz und Schimmer, die Rittergutsbezeichnung. Messen konnte sich Joh. von Hassel mit manchem Rittergutsbesitzer aus der näheren und weiteren Umgegend. Zehn Jahre nach der Besitzergreifung beantragte er bei dem Ritterschaftspräsidenten Johann von Marschalck resp. bei dem Landtag Aufnahme seines Hofes als roßdienstpflchtiges, matrikelfähiges Rittergut, obgleich er sich dessen bewußt war, daß die dann fälligen Roßdienstgelder unter Umständen höher sein würden als die bisher vom Steuereinnahmer erhobene Contribution.

Die frühere Gestellung eines Ritterpferdes mit Bemannung wurde mit 958 Reichstalern angenommen. Bei Zugrundelegung von 24 Hufnägeln pro Pferdebeschlag hatte der Hufnagel einen Wert von 39 Talern 22 Sgr. = 119,20 Mark. Die Höhe der Roßdienstgelder richtete sich nach der Größe und Leistungsfähigkeit des Gutes. In unserem Falle hatte der Antragsteller sein Roßdienstgeld mit einem Viertelpferd = 6 Nägeln = 718,50 Mark im voraus berechnet. Diese Belastung konnte sein Hof tragen. Im Falle der Genehmigung wurde sein Hof „aptiret“, d. h. aus dem Schatz gezogen und zu adligem Wohnsitz umgewandelt, der dann als solcher die ritterschaftliche Matrikel und damit die Anerkennung als adligen Sitz erhielt.

An der Spitze der Ritterschaft steht der aus der Mitte ihrer Mitglieder gewählte Ritterschaftspräsident, der auch gleichzeitig Vorsitzender des Landtages ist, und sechs für die sechs Zirkel des Landes gewählte Landräte, die die laufenden Geschäfte führen.

Die Rittertage wurden meist im Anschluß an die Landtage auf dem Steingrab zu Basdahl im Kreise Bremervörde, seit 1615 in der dortigen Schule und seit 1696 in dem in Basdahl aus den Trümmern des verfallenen erzbischöflichen Jagdschlusses zu Beverstedtermühlen bei Beverstedt erbauten Ritterhauses abgehalten.

Der Landtag bestand seit 1648 aus den Mitgliedern der Ritterschaft, den Vertretern der drei Städte Stade, Buxtehude und Verden und zwölf Vertretern des freien Grundbesitzes, der freien Bauern der Marsch. Wie bereits erwähnt, führte der von der Ritterschaft gewählte Ritterschaftspräsident auch den Vorsitz im Landtag.

Nach dem Protokoll des Rittertages resp. Landtages vom 3. September 1664 unter dem Vorsitz des Ritterschaftspräsidenten Johann von Marschalck

einem gewissen Roßdienst in die Adliche Ritterrolle einschreiben solle.

Alß nun darauf erstgemelter H. Praesident, Landräthe und Ritterschaft in angeregter und andere Schatzbeschreibungen gefunden, daß besagter Hof zu Osterndorf dem hirbevor Carsten Böleken, und itzo Er Johann von Hasseln bewohnt, alß ein Lunebergischer Alter Zehndhof von dem Schatze eximiret (enthoben) und Adelich frey gewesen, Sie auch waß zu dem Corpore der freyen Güter gehörte, dabey gerne beybehalten, und benobonst (?) consideriret (reichlich überlegt), daß Er Herr Hasseln den Hof in respect der Freyheit wieder erbauet und schon unterschiedene (verschiedene) Kathan davon aufgebauet, auch ferner auszubauen sich erklehret hatt, dann die übrigen daselbst verödeten Güter wieder zum Stande gebracht, daß davon billige contribution folget.

So haben sie nicht anders gekönt, alß Seinem billigmäßigen gesuch stattzugeben, demnach diese anordnung gemacht, daß auf sein, des von Hasseln freyes Erbgut zu Osterndorf, alß zu der Ritter Rolle gehörig sambt denen darzu gelegten Meyern und Kötern ein Viertertheil Pferdes repartiret, und von dem Einnehmer gleich von andern freyen Adlichen Gütern gefordert werden solle, doch mit diesem ausdrücklichen Beding und reservat (Vorbehalt), daß zum Falle bey veranlaßeter rectification (Berichtigung) des Roßdienstes sich finden würde, daß ein mehreres darauf gehöre, Er solches ebenmäßig annehmen solle.

Welches also geschlossen bey Voller Landtages Versammlung zu Basdahl am 3ten Ybr. (September) Ao. 1664 und zu mehrer urkund durch gegenwertigen Schein bekräftiget, welchen erstbesagter Ritterschaft Praesident und Landräthe zu mehrerer nachricht eigenhändig unterschrieben und mit ihren angebohrenen Pittschaften befestiget. Basdahl, den 3ten Septembris 1664. Johann von Marschalck. Claus Christian von der Decken. Claus Hinrich von Horn. Berndt von der Lieth. Johann Hinrich von Brobergen. Daniel von Ahrenschildt. Benedix von Bremer. Jacob von Wrieken (?). Christoff von Lütken.

Ludwig Behrens, Beverstedt

Julius Stünkel 70 Jahre

Davon, was Julius Stünkel im Postdienst geleistet hat, und welche Hauptstütze er für die Kreuzkirchengemeinde ist, soll hier nicht die Rede sein. Wohl aber von einer Tätigkeit, die er nicht so im Lichte der Öffentlichkeit ausübt und die nur wenigen, insbesondere Morgensternern, bekannt ist. Es sei erlaubt, zu berichten, wie es dazu kam. Als mit baldiger Erlösung des schwerkranken Studienrats Th. A. Schröter zu rechnen war, sollte ich an seiner Stelle die Leitung des Morgensternmuseums übernehmen. Ich lehnte zunächst ab, weil ich mich sonst nicht mehr genügend der Hauptarbeit im Museum widmen konnte. Überhaupt damit noch wesentlich voranzukommen, war nur möglich, wenn sich meine — recht ungewisse — Hoffnung auf eine tüchtige ehrenamtliche Hilfskraft erfüllte. Sie erfüllte sich. Es wurde mir gesagt: „Da ist ja der Oberpostinspektor Stünkel; der schreit in seinem Ruhestand geradezu nach Arbeit!“ Ohne lange zu überlegen, dachte ich: dem Manne kann geholfen werden.

Kurz und gut, Herr St. trat sozusagen „postwendend“ seinen Dienst im Museum an. Was tut er nun dort? Beginnen wir mit dem, woran ein nicht mit Museumsarbeit Vertrauter zunächst — oder überhaupt nur — denkt, mit dem „Dienst am Kunden“. Wenn die Klingel schrillt, eilt er die in die Ausstellungsräume einbezogene Treppe zwischen

Herbst

Das Laub beginnet fallen
und Winter naht mit Macht.
Ergeht an dich die Frage:
Was hast du für dich bracht?

Hast du der roten Apfel?
Hast du der süßen Birn?
Hast du voll goldner Halme
die Scheuern bis zur Firn?

Hast Hölzer auf dem Boden?
Im Keller süßen Trunk?
Dann fürcht dich nicht zu sehre,
Fürrat hast du genug.

Klaus Groth

wurde Johann von Hassel, Hofbesitzer in Osterndorf, in die Bremer Ritterschaft aufgenommen und sein Besitz zu einem roßdienstpflchtigen adligen Rittergut erklärt.

Das Protokoll hat folgenden Wortlaut:

„Praesident, Landräthe und gesambte Ritterschaft des Hertzogthums Bremen hiermit urkunden und bekennen, daß der Königl. Schwedische bey der Haupt Kirchen St. Petri zu Bremen besteller Structurarius Herr Johan von Hasseln gehörig zu vernehmen gegeben, welchergestalt Er bey distraction (Trennung) sehl. Joh. von Lunebergers Gütern gewisse Meyer und darunter deren von Luneberg Alten Zehndhof zu Osterndorf belegen, welchen vor Jahren und in specie bey Zeit der Schatzbeschreibung in Anno 1567 einer namens Carsten Böleken inne gehabt und bewohnt optiret, Imgleichen andere daselbst belegene, aber gar Verwüstete Meyer Güter von unterschiedenen Gutes Herren an sich gebracht und Erblich erkaufet haben mit angehangter Bitte, weilen erstbesagter Alter Zehndhof sowohl in angeregter Ao. 1567 ergangen alß andern Schatzbeschreibungen für frey erkannt, und Er in ansehung sothaner Freyheit solchen zu einem Wohnhof aptiret und gebauet, auch die übrigen Güter mit Kötern hinwieder besetzt, so unter der Contribution begriffen, gleichwohl auf diesem Zehndhof und übrige darzu optirte und erkaufte Güter der Roßdienst noch nicht repartiret, darauf aber Seine Verkäufer mehrmalige instantz gethan, So wolten Sie dero Einnehmer befehlen, daß Er nunmehr diesen Zehndhof sambt waß Er an demselben an Meyer Gefällen Erblich erkaufet, zu

Professor Dr. Ernst Grohne †

den beiden obersten Stockwerken der ehemaligen Matrosenartilleriekaserne hinab, um Besucher einzulassen, Pakete in Empfang zu nehmen und ähnliches. Er klärt Besucher, die zum ersten Male kommen, darüber auf, was es zu sehen gibt, führt sie auch, wenn sie besonderes Interesse zeigen, umher. Beim Besuch von Schulklassen paßt er auf, daß Kinder sich nicht von dem (der) unterrichtenden Lehrer(in) entfernen und in abgelegenen Räumen Kriegen spielen oder sonstigen Unfug machen. Das geschieht, nebenbei bemerkt, besonders dann, wenn ein(e) Lehrer(in) die Kinder nicht gehörig auf den Museumsbesuch vorbereitet hat oder gar — das kommt tatsächlich vor! — nicht einmal sich selbst. Wenn dann für die wie auf einem Jahrmarkt umherstrolchenden Kinder der Museumsbesuch doch zu einer wirklichen Bereicherung ihres Wissens wird, haben sie das der Gütmütigkeit von Stünkel zu verdanken, der ihnen, zwar innerlich grollend, aber äußerlich freundlich, dies oder jenes erklärt. Zum „Dienst am Kunden“ gehört es auch, für Morgensternmitglieder, für Studenten, die ihre Doktorarbeit machen wollen, und andere die gewünschten Bücher herauszusuchen, für richtige Ausfertigung der Leihschein zu sorgen und — nicht zu vergessen — die zurückgegebenen Bücher wieder an ihren Platz zu stellen.

Doch damit sind wir bei Dingen, von denen der Durchschnittsmuseumsbesucher nichts weiß. Macht er sich Gedanken darüber, daß Gegenstände aus Holz, die ins Museum gelangen, bisweilen stark vom Holzwurm befallen sind, und wer dessen Bekämpfung durch wiederholtes Einpinseln der Sachen mit einem übelriechenden und die Atemorgane sehr angreifenden Mittel besorgt? Es ist Herr Stünkel! Wer entrostet Gegenstände aus Eisen? Wer putzt solche aus Silber? Wer klebt beschädigte Bücher und anderes? Wer packt ankommende Pakete aus und abgehende ein? Wer beschriftet nach ihrer Eintragung im Zugangsverkehr die neuhereinkommenden Sachen mit ihrer Nummer und überzieht diese, damit sie nicht verwischt werden kann, mit Lack? Wer bringt sie dann an der passenden Stelle unter und schreibt, wenn notwendig, einen erläuternden Text dazu? Wer fertigt die in einem Tresor der Stadtverwaltung aufzubewahrende Zweitschrift des Zugangsverzeichnisses? Wer führt — abgesehen von den Tagen, an denen Herr Körte die Aufsicht hat — die Besucherstatistik? Wer hat die meisten Karten der vorher nicht vorhandenen Karteien für die Bestände der Museumsbibliothek und der im Museum aufgestellten Bücherei der „Männer vom Morgenstern“ geschrieben, damit jedes Buch sofort greifbar ist? Wer führt das laufend fort, damit diese Arbeit ihren Wert behält? Immer ist die Antwort: Herr Stünkel. Wo angepackt werden muß — ob in übertragener Sinne oder wenn ein Schrank umgestellt wird — packt er an.

Eine Arbeit muß aber noch besonders erwähnt werden. Es ist das „Urnenflicken“. Es steht in Zusammenhang mit der oben erwähnten Hauptarbeit im Museum, nämlich der Aufgabe, die über den Krieg hinaus geretteten, aber größtenteils in traurigem Zustand befindlichen Bestände wieder brauchbar zu machen. Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls gehört zu diesem erst in vielen Jahren abzuschließenden Vorhaben, daß zerbrochene Urnen wiederhergestellt werden. An diese Arbeit glaubte Herr Stünkel sich zunächst nicht heranwagen zu können, hat es jetzt aber in ihr zu größter Fertigung gebracht. Soweit ihm seine sonstige Tätigkeit im Museum (siehe oben!) dazu Zeit läßt, fügt er sorgsam Scherbe an Scherbe. Manche Urnen von Westerwanna könnten in der von allen Altsachenforschern rings um die Nordsee herum sehnsüchtig erwarteten Veröffentlichung der Funde dieses überragend wichtigen großen Urnenfriedhofs nicht gezeigt werden, wenn nicht Herr Stünkel ihnen ihre Form wiederschenkte. Wieviel Geduld dazu gehört, kann nur der ermessen, der selbst so etwas gemacht hat.

Eine Schlußbemerkung „vorsichtshalber“ sei noch gestattet. Wer nach obigen Zeilen fragt, was denn eigentlich für mich selbst im Museum noch zu tun bleibt, wende sich an Herrn Stünkel, dem mit herzlichsten Glückwünschen zur Vollendung des 70. Lebensjahres am 11. Oktober für seine stets bereitwillige treue Mitarbeit auf diesem Wege auch öffentlich gedankt sei.

Dr. Gummel

Wat de Bur seggt!

Tohop socht von H. Schnittger

„Ick mutt Hulp hebben“, sä de Bur, „Jung! haal mi 'n Buddel Brannwien.“

„Dat helpt for de Mūs“, sä de Bur, un steek sin Hus an.

„Dat kummt wedder“, sä de Bur, un geew sine Swienen Speck.

„Is nich allens Botter, wat de Koh gilt“, sä de Bur, do pedde he in de Kohschie.

„Man mutt sick to helpen wälen“, sä de Bur, do trock he 'n Regenworm ut 'e Eer und bund sick de Schoh dormit to.

„So wied weern wi“, sä de Bur, as he in'n Rinnen leeg.

Als Dr. Ernst Grohne 1924 einem Rufe nach Bremen folgte, erwartete ihn eine große, nahezu einmalige Aufgabe: die Sammlungen des Kunstgewerbemuseums mit denen des (Historischen) Fockemuseums zu einem Museum zu verschmelzen. Wenn auch die Räume des früheren Altersheims an der Großen Straße (nahe der Eisenbahnbrücke) für das zu schaffende neue Fockemuseum einen vorzüglichen Rahmen abgaben, so erleichterte das gewiß die Aufgabe, löste sie aber nicht. Erst Grohnes fachmännische Kenntnisse, die er sich als Assistent am Museum für Hamburgische Geschichte unter Otto Lauffer in den Jahren von 1914 bis 1924 erworben hatte, befähigten ihn zu einer glänzenden Lösung. Im September 1927 stand das Museum als ein Kunstwerk ersten Ranges da. Nirgends zeigte sich eine Naht, es war eine vollendete Einheit geworden. So errang das Fockemuseum den ungeteilten Beifall aller Fachleute und nicht zuletzt der bremischen Bevölkerung. In Scharen kamen die Bremer, um in diesem großen Buch die Geschichte ihrer Stadt zu lesen. Der neue Direktor hatte sich bereits als guter Bremer erwiesen.

Zwölf Jahre war das Fockemuseum der Stolz Bremens, dann brach der zweite Weltkrieg aus. Als die ersten Bomben in die Stadt fielen, waren sie ein nicht zu überhörendes Warnzeichen, die kostbaren Schätze zu bergen. Grohne wurde nicht



müde, mindergefährdete Stätten zu suchen, um das Museumsgut zu bergen. An über 30 Stellen konnten die Sammlungen ausgelagert werden. Auf vielen Rundreisen, zumeist mit dem Rad, überzeugte sich Direktor Grohne während der Kriegsjahre fortlaufend über den Zustand der Stücke, wenn es erforderlich wurde, auch um weitere Sicherungen zu treffen.

Als der Krieg zu Ende ging, lag das Gebäude an der Großenstraße als ein Trümmerhaufen da und die Notlager mußten geräumt werden, zumal in jenen Tagen Plünderungen einsetzten. Aber wohin damit? In der Stadt mußte jeder größere Raum für Wohnungen beschlagnahmt werden. Dem Museum blieb als einziger Ausweg, das Sammelgut innerhalb der Stadt sicher unterzubringen, nur die Bunker, ohne Licht, ohne frische Luft. Daß der Aufenthalt gerade den wertvollsten Sammelstücken je länger, desto mehr wertmindernd sein würde, mußte in Kauf genommen werden.

An den Neubau eines Fockemuseums war zunächst nicht zu denken, solange die Wohnungsnot so bitter groß war. Bei der Suche nach einer Unterkunft in einem geeigneten Gebäude, das womöglich selbst ein Stück Geschichte darstellte, fiel Grohnes Blick auf das Haus Riensberg im Stadtteil Schwachhausen. Aber es war von Ausgebombten überbelegt. Es dauerte Jahre, bis das Wohnungsamt das Haus räumen konnte. Immer mehr setzte sich der Gedanke durch, hier ein neues Fockemuseum erstehen zu lassen. Nach den nötigen Umbauten war es möglich, hier wenigstens ein Dreißigstel des Bestandes zur Schau zu stellen. Grohnes letzte Amtshandlung war es, diese kleine Schau der Öffentlichkeit zu übergeben. Nach Erreichung der Altersgrenze trat er zum 1. Juni 1953 in den Ruhestand. Aber immer noch hing sein Herz an dem Fockemuseum, dem er sein Leben gewid-

met hatte. Mit lebhafter Anteilnahme verfolgte er die Pläne für einen weiteren Ausbau des Museums. Wie ein letzter Sonnenstrahl erreichte ihn auf seinem Sterbelager die Kunde, daß eine Million DM für den ersten Bauabschnitt bereitgestellt seien.

Ein Museum wird eigentlich nie fertig. Ständig kommen neue Schaustücke, die dazu beitragen, das Bild zu runden. Ein Museum vom Range eines Landesmuseums, wie es das Fockemuseum geworden ist, hat die unabwiesbare Pflicht, über den Kunst- und Kulturbesitz seines Landes zu wachen und Abgewandertes zurückzuholen. Grohne bewies in dem Erwerb eine überaus glückliche Hand und wußte auch die zum Ankauf erforderlichen Geldmittel flüssig zu machen. Nur wenige Stücke, die durch ihn für die Heimat gerettet wurden, können hier genannt werden: der Goldring von Gahlstorf, der Thebalring aus Bevern, das Kruzifix aus Bliedersdorf, die Theophilusglocke aus Auburg bei Diepholz. Grohnes letzte Schrift „Alte Kostbarkeiten“ nennt und beschreibt weitere Stücke.

Dr. Johann Focke, der Begründer des nach ihm benannten Museums, klagte mir oft, daß seinem Museum die zeitliche Tiefe fehle. Aber bei seinem Alter vermochte er nicht mehr, sich mit Urgeschichte zu befassen. Ernst Grohne nahm diesen Forschungszweig auf, sobald er nur das Museum an der Großenstraße eingerichtet hatte. Er beobachtete nicht nur alle Bodenaufschlüsse in der Stadt, sondern setzte als erster in Bremen selbst den Spaten an, Wurten zu durchforschen: Horn, Borgfeld, Niederwieland, Rablinghausen. In den Jahresschriften des Fockemuseums berichtet er darüber. Eine Großtat aber war es, als er begann, die Baggerungen an der Mahndorfer Düne zu verfolgen und die Funde zu bergen. Bei Wind und Wetter war er monatelang mit einem Rade unterwegs, um nur ja nichts zu versäumen. In dem prächtigen Buche „Mahndorf“ gibt er den wissenschaftlichen Rechenschaftsbericht über den von ihm aufgedeckten chaulisch-sächsischen Urnenfriedhof. In Würdigung dieser hervorragenden Forschungsarbeit verlieh ihm die Stadt bei seinem Ausscheiden aus dem Amt den Titel Professor.

Als Dr. Ernst Grohne 1924 nach Bremen kam, brachte er gleichsam als Geschenk die „Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ mit, die er 1922 in Hamburg gegründet hatte und die nun in einem Bremer Verlage erschien. Schon mit der Schrift „Hausnamen und Hauszeichen“ (1912 von der Georg-August-Universität in Göttingen preisgekrönt) hatte Grohne sich als Volkskundler vorgestellt. Die Arbeit am und im Museum wies ihn wieder auf diesen Wissenszweig, hin und wo er Aufgaben erblickte, löste er sie in seiner überaus gewissenhaften Weise. Seine Zeitschrift brachte unendlich Beispiele dafür, wie sie sich auch der Mitarbeit namhafter Fachleute des In- und Auslandes erfreute. Leider war es nicht möglich, sie nach dem Kriege zu neuem Leben zu erwecken. Aus den Mitgliedern des Vereins für Niedersächsisches Volkstum sammelte er einen Kreis von Männern und Frauen um sich, um mit ihnen volkskundliche Studien zu treiben. Aus der Fülle seines Wissens gestaltete er diese Sitzung zu Feierstunden, die jedem Teilnehmer unvergeßlich sein werden. Als Grohne-Kreis wollen seine Freunde diese Arbeiten fortsetzen.

In Ernst Grohne verloren wir einen Wissenschaftler von hervorragender Bedeutung, einen Volkskundler von hohem Rang, dessen Name weit über Nordwestdeutschland hinaus größtes Ansehen genoß. Er war Ehrenvorsitzender des Vereins der Freunde des Fockemuseums, Ehrenmitglied des Vereins für Niedersächsisches Volkstum, Mitglied der Wittheit, der Bremer wissenschaftlichen Gesellschaft und der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen und 2. Vorsitzender der Historischen Gesellschaft zur Bremen. Alle seine vielen Schriften zeugen von einer gewissenhaften Arbeitsweise, die jede, auch die winzigste Frage kritisch durchleuchtete, so daß kein Zweifel übrig blieb. Hier sei nur auf seine Schriften über die Tüllengefäße, die Bremer Truhen oder das Bauernhaus im Bremer Gebiet verwiesen. Auch seine Untersuchungen über den Thebalring, abgedruckt in den „Alten Kostbarkeiten“, mögen als Beweis dafür gelten. Grohne war ein aufrechter Niedersächse und ein echter Hanseat, in dem kein Fehlteckte. Seine liebenswürdige Art, mit Menschen umzugehen, gewann ihm schnell das Vertrauen aller, die je mit ihm in Berührung kamen. Mutter Natur hatte ihm ein heiteres Gemüt und eine poetische Ader mit auf den Weg gegeben. Sein Gruß zum 75jährigen Bestehen des Morgensterns, abgedruckt im letzten Heimatblatt, seine letzte diesbezügliche Äußerung, mag dafür als Beispiel gelten.

Diedrich Steilen, Bremen

Besitz stirbt, Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie.
Eines weiß ich, das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm.

Edda.

Torf über See und Deich ins Land

Wenn im Winter der Ostwind Tag für Tag mehr Kälte und Schnee über die weite Marsch jagte, und es zu „knastern“ begann, daß die Eisblumen an den Fenstern immer dicker wurden, und der Schnee bei jedem Schritt heller unter den Schuhen knirschte, pflegte mein Großvater zu sagen: „Dat beste is vandage 'n Korf vull Torf un 'n Glas Grog.“ Ich weiß noch, als ich nach einem hellen Wintertag mit einem kleinen Schlitten abends von langer Rodelfahrt vom Deich kam, müde und abgespannt, da hatte ich vergessen, den Torfkasten in der Stube zu füllen, meine tägliche Aufgabe nach dem Abendbrot. Großvater meinte etwas barsch: „Hest du all Torf van de Hill holt?“ Recht Lust hatte ich nicht, aber was half es. Großvater brummte un-

der Torf war. „Lo' man twee Föhr up“, rief er dem Schiffer zu, und bald polterten die ersten Soden auf den Holzbelag des Ackerwagens. Torfwagen auf Torfwagen, hochbeladen mit dem „schwarzen Gold Ostfrieslands“, fuhr über die Deichslip.

„Ik much mi denn mal ankieken“, sagte ich einmal beiläufig zu Großvater und zeigte zum Torfkahn „Stine“ hinüber. „Kumm“, sagte er nur. Wir gingen mit dem Schiffer nach achtern. „Treckt jo Holschen ut“, murmelte der Käpt'n kurz, als wir vor der Kajüte standen. „Plups, plups“, polterten die kleinen und großen Holzschuhe an Deck und auf Socken stiegen Großvater und ich die steile Treppe hinunter. Blitzsauber war es hier. Die Wände mit edlem Holz getäfelt. Das Geschirr stand in kleinen, hübschverzierten Holzständern, auf dem Herd brutzelte die Suppe. Der Schiffer steckte die kleine Petroleumlampe an und sagte zum Schifferknecht: „Mak denn Tee klar!“ Bald standen die großen Köpken mit dem schwarzen Tee auf dem Tisch. „Tschä“, meinte der Schipper, „nu schall ik jo wat vertelln van fröher.“ Und er erzählte. Mit den Elbfahrten der Torfschiffer aus Ostfriesland begann er sein „Garn“. Sie wurden nur im Sommer gefahren, diese Elbfahrten, denn im Herbst und Winter wird die See für die kleinen Fahrzeuge oft zu „kabelig“. Wie oft schon hatte der blanke Hans die halbe Ladung über Bord gespült. Zehn bis fünfzehn Fahrten macht er mit seinem Schiff

im Jahr. Kreuzt in Butjadingen auf, legt im Harlinger Land an und macht in den kleinen Sielhäfen von Wursten und Land Hadeln fest. Ja, bis hinauf nach Holstein führt zuweilen die Fahrt. „Einen Törn“, den werde ich nie vergessen“, sagte er ein wenig nachdenklich.

„Im Sommer 1928 geriet die ‚Stine‘ in einen schweren Gewittersturm, und als zu allem Unglück noch der Motor aussetzte, trieben wir bald hilflos zwischen Cuxhaven und Neuwerk. Nach drei Stunden gelang es, im Schlepp eines Brunsbütteler Fischkutters Cuxhaven zu erreichen. Der Verlust der halben Ladung war noch zu ertragen, aber die Instandsetzungen — was meinen Sie, was das gekostet hat? Das Wichtigste für einen Torfschiffer ist die gute Verproviantierung. Am besten aber ist“, er zwinkerte mit den Augen und zeigte zu seinem ostfriesischen Landsmann, dem Schifferknecht, „wenn man immer reichlich Tee an Bord hat“, und schlägt mit der Hand gegen einen kleinen Teetopf, der in der Mitte der Kajüte hängt, „de Teeköpel mut jümmers bi uns wesen.“

So manches Mal, wenn ich heute am Deich stehe und die großen, modernen Torfkähne sehe, denke ich an meinen alten Freund von der „Stine“. Sehe noch, wie der breite, klobige Kahn mit helltuckernem Motor hinter dem Rieth des Sieltiefs verschwand und wieder auf die Weser hinausfuhr. Mein Großvater pflegte dann immer zu sagen: „Dat schall mi wunnern, up he dat anner Jahr wedder kamen deit.“ Und er kam wieder, so lange Großvater lebte.

„'n Buddel Sluck for fief Groschen“

Bedauerlicherweise sind über die Besiedlung und Entwicklung von Neu-Geestendorf und damit des Paschgebietes kaum Aufzeichnungen gemacht. Die Erinnerungen selbst der ältesten Geestendorfer und Geestemünder reichen nicht in die Zeit der Entstehung des Paschviertels zurück. Um so erfreulicher ist es, daß wenigstens die Kirchenbücher aus jener Zeit erhalten sind. Da die mit ihnen verbundenen Konfirmandenlisten nach der Herkunft der Konfirmanden aufgeführt sind, wird die Lücke wenigstens zum Teil ausgefüllt, geben sie uns doch über die berufs- und stammesmäßige Zusammensetzung der ersten Bewohner des Paschviertels Auskunft. Als Berufe der Väter sind beispielsweise 1864 für das Paschgebiet angegeben: Arbeiter neunmal, Tischler dreimal und Schiffszimmerleute dreimal. Daneben erscheinen je ein Schlosser, Grobschmied, Bäcker, Schneider und Leinweber, zwei Lotsen, ein Schiffer, ein Grenzaufseher und ein Maurermeister. 1875 werden 17 Arbeiter, elf Zimmerleute, fünf Schiffszimmerleute, drei Maurer, zwei Tischler sowie ein Schmied, ein Drechsler, ein Schneider und ein Schuster, ferner ein Gastwirt, ein Krämer, zwei Händler, ein Fuhrmann, ein Bahnhofswäger, ein Bootsfahrer, zwei Schiffer und zwei Lotsen genannt.

Mit Arbeitsleuten und Handwerkern der mannigfaltigsten Art war übrigens zu derselben Zeit auch das alte Geestendorf schon stark durchsetzt. Im Gegensatz zum Dorf selbst hatte der Pasch aber keine eingeseessene Bauernschaft. Das schloß nicht aus, daß einzelne Bewohner, die durch Ballastfahrten und dergleichen zu Wohlstand gelangten, ihre

Ersparnisse in Land anlegten und so für eine Durchsetzung der Paschbevölkerung mit einer zahlenmäßig allerdings recht bescheidenen Ackerbürgerschaft sorgten.

Über die Herkunft der Paschleute läßt sich auf Grund ihrer Familiennamen eine Aussage machen. In der ersten, nach Ortsteilen aufgeführten Liste von 1864 werden genannt die Namen Beste, Biermann, Binder, Bögemann, Cornelius, Eilers, Fedden, Fiege, von Hadel, de Harde, Harken, Heinsohn, Jahn, Janssen, von Jeinsen, Kerl, Koop, Kropp, Rübke, Meyer, Mohwinkel, Rühaak, Schnitger, Schottel, Schultze, Schütte, Spenncke, Thute, Tramann, Tröbner und Wege. Waschte Niederachsen und Friesen, meist wohl aus der näheren und weiteren Umgegend der Hafenorte, waren demnach, wie leicht zu erkennen ist, die ersten Siedler im Paschgebiet. Die Zusammensetzung entspricht mithin ziemlich genau der der Kaufleute und Unternehmer in den Hafenorten selbst. Zuzug aus dem deutschen Osten fehlte hier wie dort noch ganz. Slawische oder wendische Namen tauchen erst später auf.

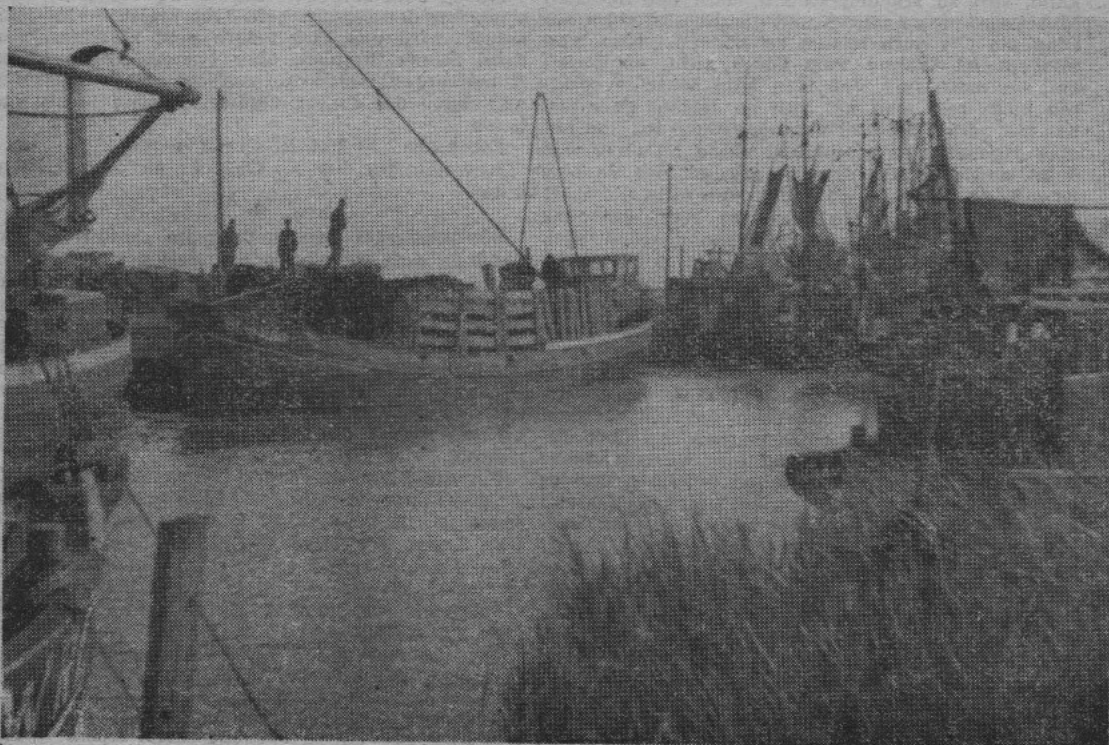
Schließlich werfen die Kirchenbücher auch auf die zahlenmäßige Verschiebung in der Bevölkerung des Geestendorfer Gebietes und das Anwachsen von einem Dorf zur Stadt helles Licht. Noch 1813 hatte Geestendorf insgesamt nur sechs (!) Konfirmanden. 1814 war die Zahl doppelt so groß. 1815 betrug sie 14, 1830: 15, 1836: 18, 1840: 21, 1848: 26. Noch 1854 wurden nur 27 Kinder konfirmiert. Aber 1859 waren es schon 50, 1860: 57. 1863 erschienen neben 54 Konfirmanden aus Gee-



Auch das Verladen auf dem Wagen will verstanden sein

freundlich, als ich murrend die Leiter hinaufstieg: „Wenn wi man fröher so 'n schönen, fasten, ostfriesischen Torf hart han!“

Jawohl, wenn wi man so 'n schönen, ostfriesischen Torf hart han. An dieses Wort erinnere ich mich noch recht oft. Großvater schwor auf den ostfriesischen Torf, und wenn im Spätsommer oder gar noch im Herbst die kleinen, schwarzen Kähne aus Ostfriesland herüberkamen und im Sielhafen festmachten, dann war er immer der erste, der mit Pferd und Wagen zum Tief fuhr. Prüfend wog er die schwarzen, harten Soden in der Hand, ehe er kaufte, brach diese oder jene Sode entzwei und zeigte uns Jungen, wie schön „swart un unfasern“



Die Kutter legen sich zu einem Päckchen zusammen, denn der Torikahn braucht Platz. — Dem „Schipper“ geht die „Piep“ nicht aus

Geestendorf zehn aus Geestemünde. Im Jahre darauf werden in den Listen erstmalig neben den Zöglingen der alten oder Kirchschule von Geestendorf und der (Volksschule) von Geestemünde die Schüler der an der Ecke der Schiller- und Karl- (jetzt Raabe-) straße an der Stelle der jetzigen Buchhandlung Memminger erstandenen und viele Jahre vom Lehrer Curt Burfeindt geleiteten Paschschule gesondert aufgeführt. Die alte Geestendorfer Schule stellte jetzt 34, die Paschschule 31 und die Geestemünder Schule neun Konfirmanden. Außerdem traten fünf Mädchen aus der „Töchter Schule des Privatlehrers Ordemann“ in Geestemünde vor den Altar. In den folgenden Jahren gab es Änderungen außer in zahlenmäßiger Hinsicht durch die Begründung weiterer Privatschulen. 1865 verteilten sich die Konfirmanden wie folgt: Alte Schule Geestendorf 26, Paschschule 33, Geestemünder Schule 19, Privatschulen von Meyer und Dreier in Geestemünde fünf Knaben und Privatschule Ordemann sechs Mädchen. 1871 wurden aus der alten Schule Geestendorf 37 Kinder, aus der Paschschule 42, aus der Geestemünder 26 konfirmiert, dazu aus der Ordemannschen Schule vier Mädchen und aus der Werbeschen Privatschule in Geestendorf zwei Mädchen.

Während sich also der Abstand zwischen Geestendorf und Geestemünde mehr und mehr verringerte, hatte der Pasch seine Muttergemeinde schon zu Zeiten des deutsch-französischen Krieges und der Reichsgründung einwandfrei überrundet. Schließlich sah man sich sogar gezwungen, die

Mädchen überhaupt aus der Paschschule herauszunehmen. Während die Paschschule zu einer reinen Knabenschule wurde, schulte man die Mädchen in die neugeschaffene Marktschule ein. Hier genossen sie im einen Flügel des Gebäudes ihren Unterricht, indes der andere den Mädchen aus dem Dorf vorbehalten war.

Der zweite Weltkrieg, der unserer Stadt so furchtbar zusetzte, verschonte auch das Paschviertel nicht. Binnen weniger Stunden wurde es am 18. September 1944 fast ganz hinweggefegt. Nur einige wenige Überreste vermögen uns ein Bild vom Pasch in seinem alten Zustand zu geben. Und noch ein paar andere Zeugen der alten Zeit gibt es, ein paar Alte, die noch um das Leben gegen Ende des letzten Jahrhunderts wissen. Sie können noch erzählen, wie sie als Kinder bei einem der wenigen Landwirte des Paschviertels, etwa Carstens in der Carlstraße, bei der Heuernte geholfen haben, für fünf Groschen und ein handfestes Wurstbrot das Heu auf dem Boden feststampfen mußten und diesen guten Posten nötigenfalls mit brachialer Gewalt gegen Eindringlinge aus einer anderen Straße verteidigten. Sie wissen noch zu erzählen, wie glücklich der Vater war, wenn er am Heiligabend sein Weihnachtsgeld in Gestalt eines Talers auf den Küchentisch legte, und wie sie dann selbst „n Buddel Sluck for fief Groschen“ vom Kaufmann nebenan holen durften. Aber das sind Geschichten, die die Jugend von heute nicht mehr versteht, und deshalb behalten die Alten sie am liebsten für sich.

Dr. Benno Eide Siebs

Ein Freudentag für die Heimatfreunde

Es ist eine feine Sache, wenn eine Gemeinde, weit draußen im Lande, erhebliche Mittel einsetzt für eine Arbeit, die nichts einbringt — wenigstens nichts, was man in Geldwert umsetzen und ausrechnen kann. Das hat die Gemeinde Wanna getan, in einem Jahre mit verregneter Ernte. An einem verregneten Tage hat sie sich eine Handvoll Gäste eingeladen, um ihnen etwas von den Reichtümern zu zeigen, die die heimatische Flur zu bieten hat. Und sie hat dort welche zu bieten. Aber Einheimische wie Auswärtige wissen davon meist nur durch Hörensagen, wenn überhaupt.

So hatte man den Plan gefaßt, dies zu ändern, sagte Bürgermeister Weltwer, der Einheimische wie Auswärtige begrüßte, willkommen hieß und in launigen Worten meinte, die Geestbauern seien wohl etwas langsam in Gedanken, aber wenn sie erst einen Plan gefaßt hätten, dann blieben sie ihm auch auf den Hacken, bis er zur Tat geworden sei. Der Leiter des Kulturausschusses, Riefke, dankte den beteiligten Handwerkern, die trotz Zeitnot zur rechten Stunde die Arbeiten vollendet hätten, und überreichte den mit einem Glück verheißenden Hufeisen geschmückten Schlüssel dem Oberhaupt der Gemeinde, das ihn mit guten Wünschen dem Ortsheimatpfleger Schäfer in die Hand legte.

„Heimatstube Wanna“ steht in schlichten Buchstaben über der Tür, deren Mattgold immerhin schon ein verheißungsvoller Abglanz der zu erwartenden Überraschung scheint. Die Überraschung ist da, die Tür öffnet sich: ach, sooo klein?! Ja, der Raum erscheint wirklich klein. Da hat man im Schulhaus von einem Kreuzflur ein Ende abgeschottet und damit eine Stube gewonnen, die unmittelbar von draußen zugänglich ist. Zehn Quadratmeter vielleicht; so klein. Drei Wände, in der vierten befindet sich die Eingangstür mit Glasfenster — der Lichteinfall. So klein.

Aber was enthält dieser Raum alles! Erdgeschichte: Zeittafel, Schaubild von Tiefbohrungen, 1949/51 bei Ahlenfalkenberg niedergebracht, Gesteinsproben und Versteinerungen. Vorgeschichte: von der Steinzeit über die Bronze- und Eisenzeit bis zum Beginn der geschriebenen Geschichte — Tonware, vor allem Urnen der „Stufe von Westermanna“ vom Gravenberg, und Geräte, dazu kennzeichnende Lichtbilder von Stein- und Hügelsiedlungen. Das war die eine Längs- und die Schmalwand.

In die zweite Längswand müssen sich Kulturhistorie und Naturgeschichte teilen. Urväter- und Väterhausrat als Geschirr, Zinn, Messingkannen in ausgesuchten Stücken, gefällig auf Borden angeordnet. Daneben Vogelbilder, bunt, um eine Karte der Gemarkung, Seltenheiten wie Bruchwasserläufer oder Sperbergrasmücke — Pfeile zeigen dahin, wo sie beobachtet wurden. Und, wieder auf Borden, eine Reihe ausgestopfter Vögel, seltene und weniger seltene, wie man sie um Wanna herum gefunden hat. Dazu gute Lichtbilder von Mooren, Brutplätzen gefährdeter Arten.

Das ist alles.

Das ist sehr viel! Von allem so viel nämlich, daß man einen ersten klaren Überblick bekommt, von allem so viel, daß man nicht ermüdet, sondern angeregt wird, daß man Appetit kriegt, daß man sagt: davon möchte ich mehr sehen und — wissen. Und wenn das so ist, dann ist das sehr viel!

Ein Museum also? Nein, Gott sei Dank, kein Museum. Es muß einmal ganz deutlich gesagt werden, daß es völlig verfehlt wäre, wenn jetzt auch noch Landgemeinden anfangen, Museen schaffen zu wollen. Ein Museum, ein richtiges Museum (es

gibt jetzt auch Anstalten mit dem Namen Museum, die mehr Warenhäuser sind: reichliches Angebot bunter Ware in „bestens dekorierten“ Schaufenstern zu niedrigen Preisen), richtige Museen sind immerhin auch heute noch wissenschaftliche Forschungsanstalten, in denen Gegenstände gesammelt werden für wissenschaftliche Untersuchungen und ein kleiner Teil davon dazu verwandt wird, Nichtwissenschaftlern die Ergebnisse der Forschung anschaulich zu machen. Dazu gehören aber viel Raum, sehr viel Geld, und vor allem Fachkräfte, die neben wissenschaftlichen Fähigkeiten auch Kenntnisse in den Verfahren der Erhaltung und der Auf- und Ausstellung haben müssen. Das kann sich ein Land leisten, eine Provinz oder eine Großstadt, in bescheidenstem Rahmen, auf der untersten Stufe, auch einmal eine Kreisstadt. Aber keine Gemeinde.

Das sind dann auch verkehrsgünstig gelegene Stellen, die man eben aufsuchen muß, wenn man etwas sehen und lernen will. Da sind dann auch die Dinge so aufgebaut, daß man etwas zu sehen bekommt und etwas lernen kann.

Es geht nun aber — und das ist eine ulkige Sache —, der „Trend“, wie der aufgeklärte Zeitgenosse sagt, der sich der Ärmlichkeit der Muttersprache bewußt ist, — es geht die Richtung, der Hang, die Neigung, der Lauf, der Ehrgeiz, dahin, alles haben zu müssen, was die anderen haben. Einen Tiergarten. Ein Spielkasino. Ein Museum auch. Alles am Ort. So kommt es denn, daß man in einer Zeit, in der man zwar seine Heimat nicht kennt, aber schon als Volksschüler nach Italien fährt, in der man also schnell und wohlfeil reisen kann, sich zu scheuen scheint, nach der nächsten Museumsstadt zu fahren und glaubt, sich solch ein Ding am Ort auch leisten zu können. Nun, von alledem ist Wanna zum Glück nicht angekränkt —, man weiß, daß man kein Museum schaffen kann und man hat sich an Holßel gehalten, das mit gutem Beispiel vorangegangen ist, und hat eine Heimatstube geschaffen. Eine Stube, was heißt, daß man sich der Begrenztheit des Raumes bewußt ist, daß man weiß, daß man nicht die Welt ist. Aber immerhin ein Stück der Welt. Ein ganz außergewöhnlich bedeutsames sogar, wenn man sich bewußt macht, daß hier, gerade hier, Menschen ihre Wurzeln im Boden haben gewissermaßen, ihre Nahrung nicht nur für den Körper, sondern auch für Geist und Seele aus dieser Landschaft ziehen, kurz: hier Heimat haben. Dessen war man sich bewußt und darum Heimatstube, ein Raum, in dem die Eigenheit und Kostbarkeiten einer begrenzten Landschaft anschaulich gemacht werden, um die Menschen reicher zu machen und über das Wissen ihre Liebe tiefer und ihre Verbundenheit enger. Das ist denen in Wanna gelungen und es ist ihnen bei der hübsch hergerichteten Kaffeetafel auch deutlich gesagt worden und gern: dem Vorgeschichtler Polizeimeister Schäfer, dem Vogelkundler Hauptlehrer Rauhe und dem Gemeinderat als Träger des Ganzen. Es ist ihnen auch im Gästebuch der Heimatstube schriftlich bestätigt worden, daß der Anfang gut ist. Die Fortsetzung und damit der ganze Aufbau wird aber um so besser und um so wirksamer sein, je mehr man versteht, sich auf das Besondere des eigenen Gebietes zu beschränken, denn wirklich anziehend, für Fremde wie Einheimische, ist Eigen-Art. Das gilt für alle Heimatstuben. Der Gemeinde Wanna aber sagen wir auch von hier aus Dank und Glückwunsch!

Panzer

Der italienische Graf

so lautet die Seitenangabe in den Ministerialprotokollen des Hamburger Seniors Johannes Müller vom Jahre 1655. Müller berichtet:

Ein welscher Graf mit Namen Hippolitus Gabrielli Comes de Baccaresha ist in schwedischen Diensten gewesen. Er hat sich in Stade als ein domesticus beim Grafen Königsmark aufgehalten. Von Stade aber ist er oft nach Hamburg gereist und sich schließlich beim dortigen ehrwürdigen Ministerium gemeldet daß er zum „Evangelium treten“ d. h. von der römisch-katholischen zur evangelisch-lutherischen Kirche übertreten wolle. Seine bis dahin gehegten Religionsirrtümer will der Graf widerrufen. Obwohl diejenigen, die zur lutherischen Religion übertreten, sonst gern aufgenommen werden, hat dennoch das Ministerium in diesem Falle Bedenken ausgesprochen, die in der Person des Übertretenden begründet sind:

1. Der Graf steht in königlich-schwedischen Diensten und darum bleibt er billigerweise auch in der Kirchenjurisdiktion des schwedischen Königs, die in Stade zwar gegeben, aber nicht in Hamburg.

2. Der Graf ist ein domesticus beim Grafen Königsmark, und dieser werde, so meint man in Hamburg, es übel empfinden, wenn seine Hausgenossen ohne sein Vorwissen in Hamburg in die lutherische Kirche aufgenommen werden.

3. Die alten Canones Ecclesiastici ordnen an, daß ein jeder in der Kirchenjurisdiktion bleibe, in der er eingepfarrt ist.

4. Ein sehr ernster Grund der Ablehnung seiner Aufnahme in die Hamburgische Kirche besteht darin, daß das Ministerium befürchtet, der Graf betreibe seinen Übertritt nur „der Bettelei halber“. Nicht religiöse Gründe veranlassen ihn zum Religionswechsel, sondern die kalte Berechnung, dann in Hamburg mit seiner Geldsucht leichter Erfolg zu haben.

5. Man hat im Hamburger Ministerium Beispiele, daß die Übertretenden oft nicht beständig bleiben. So ist ein Graf von Slaekam (?) erst übergetreten, dann wieder abgefallen und zur griechisch-katholischen Kirche konvertiert. Und diesem Letztgenannten war bei seinem ersten Religionswechsel von seiten des Hamburger Ministeriums viel Gutes getan worden.

6. Gegen den Grafen Hippolitus Gabrielli hat man außerdem noch den starken Argwohn, daß dieser aus Welschland hat fortgehen müssen wegen mehrerer böser Taten und Vorkommnisse.

So ist das Hamburger Ministerium der Meinung, daß er sich zu der Religion halten solle, unter der er lebe. Er wurde in Sachen seines Übertrittes nach Stade verwiesen, wo er dann auch tatsächlich „revociret“ und das Abendmahl genommen hat, d. h. seinen Übertritt vollzogen.

E. Dräger

Mitteilungen und Hinweise

Jahresversammlung der Hermann-Allmers-Gesellschaft. Die Jahresversammlung findet, wie jedes Jahr, bei Kaffee und Kuchen im Allmersheim in Rechtenfleth statt. Am Sonntag, dem 3. November 1957, fährt ein Autobus um 14.00 Uhr ab Straßenbahnhof Lehe. (Amtsgericht Lehe 14.02 Uhr, Pauluskirche 14.04 Uhr, Leher Tor 14.06 Uhr, Handelskammer 14.10 Uhr, Hauptbahnhof 14.12 Uhr, Grashoff-/Georgstraße 14.15 Uhr, Postamt Wulsdorf 14.20 Uhr.)

Neben dem Jahresbericht, erstattet vom 1. Vorsitzenden der Gesellschaft, Oberkreisdirektor Kleimayer, wird den Mitgliedern eine Plauderei von Kurd Schulz, Bremen, über Neuerwerbungen der Allmersgesellschaft aus dem Nachlaß Müller-Brauel und durch das Inderst-Quartett schöne Musik geboten.

Fahrtpreis 2,50 DM. Rückkehr gegen 19.30 Uhr.

Anmeldungen bis 25. Oktober an den Fahrtenleiter.

★

Morgensterner-Versammlung im „Südkreis“. Am Sonntag, dem 10. November, treffen sich Morgensterner und Heimatfreunde in Hahnenknoop im Gasthause „Zur Alten Kastanie“. Staatsarchivdirektor Dr. Lübbling wurde gebeten, im Anschluß an die gemeinsame Kaffeetafel einen Vortrag über „Oldenburg rechts der Weser“ zu halten. Außerdem wird Dr. Dr. Panzer über ländliches Brauchtum und Lebensläufe und die Arbeit des „Volkskundlichen Archivs“ der Männer vom Morgenstern berichten.

Für die Bremerhavener Morgensterner fährt ein Autobus um 15 Uhr ab Straßenbahnhof Lehe. (Amtsgericht Lehe 15.02 Uhr, Pauluskirche 15.04 Uhr, Leher Tor 15.06 Uhr, Handelskammer 15.10 Uhr, Hauptbahnhof 15.12 Uhr, Grashoff-/Georgstraße 15.15 Uhr, Postamt Wulsdorf 15.20 Uhr.)

Fahrtpreis einschließlich Kaffee und Kuchen 3,50 DM. Rückkehr gegen 19.30 Uhr.

Anmeldungen bis 3. November an Fahrtenleiter F. Riedel, Weidestraße 2, Telefon 7 90 83.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto 1 36 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.